

Für den jungen Obiefuna, der im Nigeria der späten 2000er-Jahre aufwächst, sind Liebe und Verlangen untrennbar mit Schuld und Ablehnung verflochten. Als sein Vater Zeuge eines intimen Moments zwischen ihm und einem anderen Jungen wird, verbannt er den Sohn in ein christliches Internat, das von strenger Hierarchie und Gewalt geprägt ist. Allem Vertrauten entrissen, begibt sich Obiefuna auf die Suche nach Verbundenheit. Seine Mutter Uzoamaka ringt indessen darum, ihn, den wichtigsten Menschen in ihrem Leben, nicht zu verlieren. Chukwuebuka Ibeh, der Newcomer der nigerianischen Literatur, lässt mit *wünschen* ein aufwühlendes und feinsinniges Porträt unserer Gegenwart entstehen - eine vielschichtige Geschichte über Liebe, Einsamkeit und die Frage, ob ein freies Leben möglich ist, wenn Politik tief in unser Herz und Bewusstsein gedrungen ist.

»Ibeh giebt Intimität und Zärtlichkeit inmitten einer harten Welt gekonnt in literarische Formen.«

Missy Magazine

Büchergilde Welt  Empfänger
Band 15

五

chukwuebuka Ibeh

wünschen

Roman

**Aus dem Englischen
von Cornelius Reiber**

Büchergilde Gutenberg

Die Reihe *Büchergilde Weltemplänger* erscheint in Zusammenarbeit mit

LITPROM
LITERATUREN
DER WELT



Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlags, Frankfurt am Main.

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel *Blessings* bei Viking Press,
an imprint of Penguin Random House LLC., New York.

© by Chukwuebuka Ibeh 2024

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2024 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2024

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Einbandgestaltung und Herstellung: Cosima Schneider

Umschlagmotiv: von einer Wand in Lagos Island, Nigeria

Fotograf: Bill Lewis / Alamy Stock Foto

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7632-7566-3

www.buechergilde.de

Teil Eins

1.

PORT HARCOURT, 2006

Im Oktober war er da. Seine Ankunft war unangekündigt und unfeierlich. Ein leises Klopfen an der Tür an diesem milden Abend, als die Sonne gerade ihre letzten Strahlen warf. Und dann stand er da, in Badelatschen und mit einer quadratischen Plastiktasche über der Schulter, neben Obiefunas Vater Anozie, beide waren sie müde von der langen Reise.

Als Anozie davon gesprochen hatte, dass er überlege, jemanden zur Unterstützung im Laden anzustellen, hatte Obiefuna nicht gewusst, an wen er dabei gedacht hatte. Aber irgendwie war es nicht die hochgewachsene Gestalt gewesen, die jetzt vor ihm stand, die Tasche an die Brust gepresst und die Mundwinkel leicht nach unten gezogen, während er den Blick auf die staubigen Füße gesenkt hielt. Er war einen Kopf größer als Obiefunas ohnehin schon großer Vater, aber es war vor allem die gleichmäßig dunkle Hautfarbe des Jungen, die Obiefunas Blick auf sich zog, als er vor ihm in der Tür stand. Der Junge schien unschlüssig, ob er Anozie ins Haus folgen oder auf der Schwelle kehrtmachen sollte. Nach einem Moment des Zögerns trat er schließlich ein, wobei er Obiefuna freundlich abwies, als der ihm mit der Tasche helfen wollte.

»Hallo, Papa«, sagte Obiefuna, ohne den Blick von dem Jungen abzuwenden.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte Anozie und ließ sich mit einem lauten Seufzer aufs Sofa fallen. Die Reise aus ihrer Heimatstadt Igbo-Ukwu dauerte im Schnitt gut sechs Stunden und konnte einen vollkommen erschöpfen.

Wie aufs Stichwort kam Obiefunas Mutter Uzoamaka aus der Küche. Sie blieb im Esszimmer stehen und sah den Neuankömmling an, der jetzt mit gesenktem Blick Anozie gegenüber auf einem Hocker saß. Sie sah seine Tasche und begriff die Situation. »Willkommen zurück«, sagte sie zu Anozie, und nickte Aboy nur zu, nachdem er sie schnell begrüßt hatte.

»Bring mir ein Glas Wasser«, sagte Anozie zu Obiefuna. Er mied Uzoamakas Blick. Vor genau einer Woche war er aufgebrochen, um in Igbo-Ukwu an der Versammlung der Gewerkschaft teilzunehmen, deren stellvertretender Vorsitzender er war, und eigentlich hatte sie ihn nicht vor dem nächsten Tag zurückerwartet, und schon gar nicht mit Begleitung. Er wartete, bis Obiefuna mit dem Wasser zurückkam, trank es aus, stellte das Glas auf dem Tisch ab und wandte sich dann erst Uzoamaka zu.

»Das ist Aboy. Erinnerst du dich an ihn? Der dritte Sohn des verstorbenen Okezie. Er hat die Mittelschule abgeschlossen und will jetzt einen Beruf lernen. Sein Onkel lief mir nach der Sitzung hinterher und hat mich gebeten, ihn bei uns aufzunehmen. Alle sagen, dass er sehr schnell lernen wird.«

Uzoamaka musterte Aboy noch einmal. Er saß mit leicht gespreizten Beinen da, die er an den Knöcheln wie ein Schutzwall vor seiner Tasche gekreuzt hatte. Als Uzoamaka ihn ansah, zog er sie noch näher an sich heran. In der Stille des Wohnzimmers hörte man nur das Knistern des Plastiks.

»Obiefuna, zeig Aboy, wohin er seine Sachen räumen kann«, sagte Uzoamaka schließlich auf Englisch.

Aboy wirkte von der Nennung seines Namens erschrocken, stand aber vom Hocker auf, ging quer durch den Raum und folgte Obiefuna in das kleine Zimmer, das der mit seinem Bruder Ekene teilte. Dort erst ließ er die Tasche los und sah Obiefuna dabei zu, wie er sie im Schrank verstaute. Obiefuna drehte sich zu ihm um, als Aboy etwas sagte.

»Was?«

»Wo ist der Abtritt?«, wiederholte er auf Igbo.

»Der Abtritt?«

Er nickte und ging, als er Obiefunas ratlosen Gesichtsausdruck sah, etwas in die Hocke. Es dauerte einen Moment, bis Obiefuna verstand. »Oh, du meinst die Toilette?«, fragte er.

Aboy zögerte und nickte dann wieder.

»Komm mit«, sagte Obiefuna. Er führte Aboy zurück in den Flur und zeigte auf die Toilettentür am anderen Ende. Aboy ging mit unsicheren Schritten nach hinten und stieß sie vorsichtig auf. Obiefuna fragte sich, wie lange er wohl schon aufs Klo musste. Hatte er die gesamte Reise hierher mit vollem Darm durchgehalten? Aboy sah sich verständnislos im Bad um, woraufhin Obiefuna ihm folgte, auf die Toilette klopfte und in stockendem Igbo sagte: »Hier setzt du dich hin dafür. Und dann spülst du mit einem Eimer Wasser. Verstehst du?«

Aboy schien kurz zu überlegen und nickte. Dann drehte er sich um und schaute ihn mit einem Gesichtsausdruck an, den Obiefuna rückblickend als sein erstes echtes Lächeln verstand.

Am Abend stand Obiefuna vor dem Schlafzimmer seiner Eltern, presste das Ohr gegen die Tür und belauschte ihr Gespräch.

»*Anam asi*, du hättest mir doch wenigstens Bescheid sagen können. Du kannst doch nicht einfach aus dem Nichts jemanden mit in unser Haus bringen und erwarten, dass ich mich freue«, beschwerte sich Uzoamaka.

»Aber ich wusste doch selbst gar nicht, dass ich ihn mit herbringen würde«, erwiderte Anozie. »Ich habe dir doch gesagt, dass Shedrach mir nach der Sitzung bis nach Hause hinterhergelaufen ist. Er hat mich vor der versammelten *Umunna* gefragt. Was hätte ich denn tun sollen? Es ihm abschlagen?«

»Tsss«, machte Uzoamaka. »Warum überrascht mich das nicht? Diese hinterlistigen Schlangen wissen genau, wie sie bekommen, was sie wollen.«

Anozie musste kichern. »Die Familie hatte es nicht leicht, seit Okezie gestorben ist, Uzoamaka.«

»Unsere Familie hat es auch nicht viel leichter«, erwiderte sie.

Anozie gähnte laut. »Er wird nicht lange hier sein«, sagte er mit betont schläfriger Stimme. »Du wirst dich wundern, wie schnell die Jahre verfliegen. Bis dahin kann er mir zur Hand gehen und sich nützlich machen.«

*

Ekene machte sich über ihn lustig.

»Was soll das für ein Name sein, Aboy?«, fragte er Obiefuna. Sie waren nach der Schule auf dem Weg zum Ojukwu-Feld für das Fußballtraining. Es war ein heißer Tag; die Hitze des Teers drang durch Obiefunas dünne Schuhsohlen und seine Fußsohlen glühten. Ekene mit seinen festen Fußballschuhen merkte davon nichts und freute sich schon aufs Training.

»Es ist ein ganz normaler Name«, sagte Obiefuna. Er war enttäuscht von Ekene. Er war in letzter Zeit schwer zu durchschauen, und Obiefuna konnte nicht sagen, ob er sich nur über Aboy lustig machte oder auch so etwas wie Wärme für ihn empfand. Er wollte, dass Ekene Aboy mochte. Obwohl er dreizehn Monate älter als sein Bruder war, hatte er sich mittlerweile damit abgefunden, dass er von Ekenes Urteil abhängig war und jedes Mal die schlichte Freude genoss, die ihm dessen Bestätigung bescherte.

Ekene zuckte mit den Schultern und prellte weiter den Ball neben sich her. Mit seinen vierzehn Jahren hatte er bereits die Körpergröße eines erwachsenen Mannes und auch schon dessen Art der Abgeklärtheit. Die Leute sagten, mit seinem schmalen, ernsten Gesicht und den berechnenden Augen sei er das Abbild ihres Vaters. Und auch Anozies Temperament hatte er geerbt, nur war Ekenes noch impulsiver und die Folgen schockierender. Mit zehn hatte er einmal einem Mitschüler die Spitze eines Kugelschreibers unten in den Rücken gerammt, als der ihm den Stuhl weggezogen hatte; in der zehnten Klasse hatte er seine Klassenlehrerin als Prostituierte bezeichnet, nachdem sie ihn vor der Klasse wegen eines nicht bestandenen Tests gerügt hatte. Die Schläge seines Vaters hatte er anschließend mit schier unmöglicher Geduld über sich ergehen lassen. Erst letztes Jahr hätte er Obiefuna fast mit einer Pfanne heißem Öl übergossen, weil er in einer belanglosen Rangelei gegen ihn verloren hatte. Über die Jahre hatte Obiefuna gelernt, Ekene mit unausgesprochener Vorsicht zu begegnen. Ihre Beziehung beruhte auf dem beiderseitigen Einverständnis, dass Obiefunas Autorität klare Grenzen hatte.

Als sie auf dem Platz ankamen, waren erst ein paar andere Jungen da, die umherrannten und mit Fußbällen

unterschiedlicher Größe dribbelten, einige von ihnen in ausgebleichenen Trikots und abgenutzten Fußballschuhen, die meisten aber mit freiem Oberkörper und barfuß. Tobe sah sie schon von weitem und kam ihnen entgegengerannt.

»Männer!« Er schüttelte ihnen die Hände, Ekenes etwas länger. Er nahm Ekene den Ball ab und ließ ihn auf und ab springen. »Wie geht's?«

»Alles gut.« Ekene blickte über den Platz. »Wo sind denn alle?«

»Mal wieder zu spät, o«, sagte Tobe. »Nicht mal der Trainer ist da.«

Ekene sah auf sein nacktes Handgelenk. »Es ist fast fünf, na.«

Tobe zuckte die Achseln. »Aber was interessieren wir den schon? Wir sind halt keins der großen Teams.«

Ekene schüttelte mit einem enttäuschten Lächeln den Kopf.

»Aber wir können doch trotzdem trainieren, oder?«, fragte Tobe. »Ohne dass uns jemand beobachtet, auf der Suche nach Kandidaten für irgendeine ›Akademie‹«, sagte er, und betonte dabei das letzte Wort ironisch gedehnt.

Ekene lachte. »Klar.«

»Wer hat Lust zu spielen? Erster!«, rief Tobe. In der Ferne rief jemand »Zweiter!«, und die Jungen versammelten sich um Tobe mit dem Ball.

»Ich nehme Ekene«, sagte der und legte Ekene die Hand auf die Schulter.

»Ich nehme Paul«, sagte der schlaksige Junge mit ungesund aussehenden braunen Haaren, der sich auch gemeldet hatte. Paul ging zu ihm und stellte sich neben ihn.

»Ich wollte Paul nehmen«, sagte Tobe verärgert. »Wir spielen immer zusammen.«

»Nicht mein Problem«, sagte der schlaksige Junge achselzuckend. »Außerdem hast du ja schon Ekene. Der reicht für eine ganze Mannschaft.«

Tobe wandte sich an Paul. »Bei wem würdest du lieber spielen, Paul?«, fragte er.

Paul zuckte mit den Schultern und schlenderte hinüber zu Tobe, während der andere ihm fassungslos zurief: »Paul! Wohin gehst du denn? Ich habe dich gerade gewählt! Komm wieder her!«

Paul stand in der Mitte des Halbkreises und hob die Hände, als sei er genervt, obwohl er sich ganz offensichtlich freute. Es war schmeichelhaft, wenn ein Team einen wollte, wenn zwei Teams im Begriff waren, sich um einen zu streiten, war es eine besonders große Genugtuung.

»Aber warum kloppen wir uns überhaupt um Paul, bei so vielen talentierten Leute hier?«, meldete sich Chikezie zu Wort. »Obiefuna zum Beispiel.«

Das nachfolgende Gelächter kam nicht überraschend. Das Kopfschütteln, das Aufstampfen und »Nein, nein, nein«-Gemurmel war er zwar mittlerweile gewohnt, und doch war es so schmerzhaft wie beim ersten Mal. Dann sagte jemand aus der Gruppe: »Ich spiele lieber allein als mit einem Fliegenfänger«, worauf weiteres Gelächter folgte. Sogar Ekene lächelte.

Und so saß Obiefuna im Gras, als Bewacher der abgelegten T-Shirts, Sandalen und Wasserflaschen. Sogar Chikezie hatte mehrmals versucht, Obiefuna zu ärgern und ihm seine Sachen in die Hand zu drücken, und erst aufgehört, als Abdul, der älteste Junge in der Gruppe und gleichzeitig der Schiedsrichter, eingriff und ihn aufforderte, Obiefuna in Ruhe zu lassen. Das Spiel endete mit einem 3:2 für Pauls Mannschaft, aber Ekene hatte die beiden Tore für sein Team

geschossen, und alle waren sich einmal mehr einig, dass er der beste Spieler war. Seine Gegner schüttelten ihm die Hand und lobten ihn jetzt für ebenjene Fähigkeiten, die sie während des Spiels lautstark kleingeredet hatten, und sie meinten, dass seine Mannschaft mit zwei Spielern seiner Klasse mit Sicherheit gewonnen hätte.

Auf dem Heimweg fragte Obiefuna Ekene, in welcher Mannschaft Paul seiner Meinung nach lieber gespielt hätte, doch Ekene lachte nur, ganz leicht und fröhlich wie immer nach einem guten Fußballspiel, und sagte: »Lass gut sein.«

2.

Von allen Sorgen, die die Schwangerschaft mit sich brachte, war Uzoamakas größte die Suche nach dem Namen für das Kind. Sie fand die Vorschläge von Freunden – Chidera, Tochukwu, Ngozi – zu gewöhnlich, zu schlicht, Anozies Vorschläge wiederum zu pragmatisch und, wie alles an ihm, etwas seltsam, archaisch – wer nannte sein Kind schon Nnanna? Sie wollte einen Namen, der ihre Dankbarkeit dafür ausdrückte, dass der Junge sich entschieden hatte, über den zweiten Monat der Schwangerschaft hinaus am Leben zu bleiben, im fünften Monat seine ersten Tritte spüren zu dürfen, ein einfacher, wundersamer Beweis, dass ihr Körper doch fähig war, ein Kind am Leben zu erhalten, nachdem mehrere Fehlgeburten sie vom Gegenteil überzeugt hatten. Und auch wenn ihr der Vorschlag von Anozies Mutter – Obiajulu, *Frieden im Herzen* – gefiel, empfand sie ihn eher als einen Namen, den eine Großmutter ihrem Enkelkind geben würde, ein liebevoller und sentimentaler Name. Keiner, der auf eine Geburtsurkunde gehört und den eine all-gemeine, rücksichtslose Öffentlichkeit aus seinem Kontext reißen würde.

Sie hatte sich dann für ein wenig von beidem entschieden. Der Name, den sie schließlich mit großer Entschlossenheit auf der Geburtsurkunde eintrug, war geradlinig und

praktisch, und hatte doch auch einen empfindsamen Klang. Vor allem aber fühlte er sich treffend an: *Möge mein Herz nicht verloren gehen*, denn seine Ankunft hatte Uzoamaka auf eigentümliche Weise das Gefühl von Zugehörigkeit zur Welt und den Glauben an Wunder zurückgegeben, den sie zuvor verloren hatte.

Seine Geburt kam, an einem ruhigen Freitagabend im August 1991 um Mitternacht, überraschend. Er war zwei Wochen zu früh dran, so dass sie die Wehen zunächst für untypische Bewegungen von ihm gehalten hatte. Sie war gerade in der Küche und räumte das Geschirr vom Abendessen weg, das sie alleine gegessen hatte, weil Anozie verreist war, und dachte, sie müsse sich nur einen Moment hinsetzen, um den Rücken zu entlasten. Doch nachdem sie eine Stunde lang vergeblich versucht hatte, eine bequeme Position zu finden, und es ihr nicht gelang, ihren Körper zu entspannen, stand sie auf und ging die Treppe hinunter, klopfte an die Tür der Nachbarn im Erdgeschoss und bat darum, in die Klinik gefahren zu werden, um ihr Baby zu bekommen. Panisch wurde in dem Moment nur der Mann, Mr. Adebayo, der auf der Suche nach ordentlicher Kleidung in seinem Wohnzimmer umherrannte, allerdings immer noch nichts Vernünftiges trug, als er aus dem Haus trat. Im Auto schaute er so oft besorgt zu ihr hinüber, dass sie befürchtete, sie könnten von der Straße abkommen und im Graben landen. Als sie vor der Klinik angekommen waren, ließ sie sich nicht von ihm aus dem Auto helfen, sondern stieg allein aus und ging zur Entbindungsstation. Wenige Stunden später hielt sie ihr schreiendes Baby im Arm und sah mit Tränen in den Augen, wie nachdrücklich er seine Anwesenheit in der Welt verkündete, und das Ende ihrer Sehnsucht.

Die Hebammen waren sofort in ihn verliebt gewesen. Sie lobten sein Gewicht und dass er keine Gelbsucht bekam, die damals stark verbreitet war, und wie unkompliziert die Geburt abgelaufen war. Auch Uzoamaka selbst wurde auf der Station bewundert, und sie genoss die Aufmerksamkeit der anderen Patientinnen, die alle einen Blick auf ihr Baby erhaschen wollten. Sie war schon ganz benommen vor Glück und Erschöpfung, als Anozie eintraf, der vor Freude fast zu platzen schien. Er sagte, dass draußen das Auto bereitstehe, um sie nach Hause zu bringen, und zusammen schauten sie das Baby in ihrem Arm an, während es an ihrer Brust trank. Ein Kind, nach all den Jahren.

Uzoamaka erzählte gerne und schon beim geringsten Anlass von den Umständen seiner Geburt. Ihre Schwangerschaft mit ihm bedeutete nicht nur das Ende der vielen Nächte voller Tränen und Gebete, sondern auch eine Wende ihres Schicksals. Als Uzoamaka im dritten Monat schwanger war, erhielt Anozie durch einen glücklichen Zufall einen Liefervertrag, der ihnen so viel Geld bescherte, dass sie endlich aus der städtischen Wohnsiedlung in eine bessere Gegend der Stadt ziehen konnten, wo sie eine eigene Küche und ein Bad für sich hatten. Und auch Uzoamakas Friseurgeschäft florierte auf einmal – viele Kunden bestanden darauf, von ihr die Haare gemacht zu bekommen, als sie schon sichtbar schwanger war und warteten lieber, als zu einem der freien Friseure in der Nähe zu gehen. Als sie im achten Monat war, tat es Anozie seinem Freund Udoka gleich und nahm an einer Tombola teil, für die er einen beträchtlichen Teil seiner Ersparnisse einsetzte. Als sie davon erfuhr, verlor sie fast den Verstand und sprach tagelang nicht mit ihm. Als er ihr dann eine Woche später sagte, dass er als einer von

nur zwei glücklichen Gewinnern unter mehr als zweihundert Teilnehmern ausgelost worden sei und seinen Hauptgewinn bei der Verleihung in Benin abholen könne, tat sie es als Lüge ab, als listigen Versuch, sie dazu zu bringen, wieder mit ihm zu sprechen. Am nächsten Tag, als er von der Arbeit kam, fiel er ihr lachend und weinend in die Arme, weil sich herausgestellt hatte, dass der Preis ein Auto sei, und zwar das neueste Modell von Mercedes, sie sprang schreiend im Haus herum, bis sie einen protestierenden Tritt im Bauch spürte, eine Ermahnung zur Ruhe und zugleich eine kleine und beharrliche Erinnerung an das größere Wunder, das nun ihr Leben war.

»Ich glaube, all diese Segnungen hängen mit ihm zusammen«, sagte Anozie in den ersten Tagen nach Obiefunas Geburt immer wieder. Es passte zu ihm, dass er das Naheliegende so selbstgefällig aussprach, als verkünde er irgendein höheres Wissen. Natürlich wusste auch sie es. Sie betrachtete das Baby mit großer Dankbarkeit. Er war makellos, ohne die für Neugeborene typischen Verhaltensweisen, die einem dauernd Angst einjagten. Auf dem Markt, wo sie Haare flocht, liebten ihn alle, wenn er mit seinen Grübchen lächelte und sein volles Haar sich so weich anfühlte, dass manche ihn anfangs für ein Mädchen hielten. Andere Mütter sagten zu ihr, dass sie sich glücklich schätzen könne, ein so friedliches Baby zu haben, das sogar auf dem Arm von Fremden schlief, was ihr Raum und Zeit zum Arbeiten verschaffte, und dass es alles aß und ihnen so den Aufwand und die Kosten für die Suche nach spezieller Babynahrung ersparte, dass es gut zunahm und eine gesunde, glänzende Haut hatte und dass es so selten krank wurde. Er war hinreißend zu den Menschen, verspielt, und gewann mühelos ihre Zuneigung. Uzoamakas Kundinnen gaben ihr Trink-

geld, das ausdrücklich für das Baby gedacht war, und als er irgendwann »Danke« sagen konnte, wie sie es ihm beigebracht hatte, lachten sie und starrten ihn mit wortloser Bewunderung an. Er war noch kein Jahr alt, als er auf unsicheren Beinen herumzutapsen begann und anfang, die Namen zu den ihm vertrauten Gesichtern in Babyversionen auszusprechen. Es wurde gescherzt, dass er ein alter Mann im Körper eines Babys sei. Man war sich einig, dass er ein sehr besonderes Kind war.

Doch als Uzoamaka wieder mit der vertrauten morgendlichen Übelkeit aufwachte und ein Test bestätigte, dass sie erneut schwanger war, war sie irgendwie besorgt, ohne zu wissen, warum. Es fiel ihr schwer, Anozies Freude zu teilen, so ansteckend sie auch sein mochte, und als seine Mutter aus ihrem Dorf mit Unmengen von Lebensmitteln und noch größeren Mengen von Wohlwollen bei ihnen einfiel, hätte sie sie am liebsten direkt wieder nach Hause geschickt. Sie empfand schon die bloße Vorstellung, Freude an den Tag legen zu müssen, die sie nicht empfand, Glück um des Glücks willen vorzuspielen, als erschöpfend, und sie musste sich bis in den sechsten Monat hinein dauernd übergeben, verlor an Gewicht und Appetit und musste, auf Anraten des Arztes, schon lange vor der Geburt aufhören zu arbeiten und stattdessen ruhen. Und selbst als das Baby dann da war (nach einem Kaiserschnitt, weil es sich nicht in die richtige Lage drehen wollte), klein und unerträglich schrill schreiend, gelang es ihr nicht, irgendein echtes Gefühl zu entwickeln. Für ihn würde der Name Obinna oder Chidera oder sogar Ozomena reichen. Aber Anozie nannte ihn Ekenedilichukwu, *Gott sei gedankt*, und in dunklen, kurzen misanthropischen Momenten fragte sie sich, warum sie für ein Kind dankbar sein sollte, durch das sie fast ihr Leben verloren hätte.